

fähigen Basis für ein globales Ethos gerichtet ist. Metz spricht hier von einer „indirekten Ökumene der Religionen: nicht ein Miteinander und Zueinander im direkten Religionsvergleich, sondern in der Praxis gemeinsamer Weltverantwortung, im gemeinsamen Widerstand gegen die Ursachen ungerechten Leidens in der Welt“ (203). Dies fordert gerade religiöse Gemeinschaften durchaus zur selbstkritischen Anfrage heraus, ob und wo sie hinter den Konsequenzen zurückbleiben, zu denen sie sich im Interesse der Glaub-

würdigkeit ihrer Heilsbotschaft für die Menschen genötigt sehen müßten.

Die skizzierte Aufgabe klingt so zwar zunächst viel bescheidener als eine ethische Programmatik, die auf Wohlergehen, Freude und Glück gerichtet ist. Doch vielleicht besteht der Unterschied ums Ganze darin, daß manches Leid tatsächlich vermieden werden kann, während der Begriff „Glück“ in einer leiddurchwirkten Welt seinen Ort immer mehr zu verlieren scheint.

Thomas Hoppe

Deutschland digital?

Chancen und Risiken der „Informationsgesellschaft“

Mit dem rasanten Fortschritt bei den Informations- und Kommunikationstechniken geht ein tiefgreifender Strukturwandel in Wirtschaft und Gesellschaft einher. In unzähligen Publikationen, offiziellen Berichten und politischen Aktionsprogrammen werden unter dem Schlagwort der Entstehung einer „Informationsgesellschaft“ die gesellschaftlichen und individuellen Auswirkungen, Fluch und Segen dieser Entwicklung diskutiert.

Können noch Zweifel bestehen, daß sich auch Deutschland längst schon auf dem Weg in die vielbeschworene „Informationsgesellschaft“ befindet? Keinesfalls, nimmt man etwa die unzähligen Fachbücher (ein Anachronismus?) und Magazine zum Maßstab, die vielen offiziellen Berichte und Aktionspläne, Parteitagsbeschlüsse, Fachkongresse und Verbandstagungen der letzten Jahre, die alle die „Informationsgesellschaft“ im Titel trugen; das eine Mal mit Frage-, das andere Mal mit Ausrufezeichen, im einen Fall als Vision und im anderen als absehbare Herausforderung. Untrügliche Anzeichen, zumindest doch Vorboten ihrer Herrschaft allüberall: Eine Visitenkarte ohne E-mail-Adresse ist heute schon ebenso peinlich wie eine Tages- oder Wochenzeitung ohne eigene „Online-Ausgabe“ oder zumindest doch regelmäßige Sonderseiten zu „Computerwelt“ oder „Neue Medien“. Eine Anzeige ohne den Verweis auf die „Homepage“ des werbenden Unternehmens wirkt altbacken, eine Stadt ohne mehrere „Cybercafés“ bleibt tiefste Provinz.

Den so schillernden und eigentlich recht unanschaulichen Begriff „Multimedia“ – meist steht er für die neuen Kommunikationsmöglichkeiten, die sich, grob gesagt, aus der Integration von Computer, Fernsehapparat und Telefon entwickeln – konnte die Jury der Gesellschaft für deutsche Sprache zum Wort des Jahres 1995 erklären. „Sozialen Anschlußzwang“ in Sachen „neue Medien“ diagnostiziert der Trendphilosoph *Norbert Bolz* und verkündet mit Anspielung auf eine Veröffentlichung des kanadischen Kommunikationstheoretikers *Marshall McLuhan* von 1962 das Ende der „Gutenberg-Galaxis“.

Der Blick auf den Stellenmarkt zeigt: In immer mehr Berufen haben Computer-Analphabeten keine Chance. Die jährliche Heerschau der Informationsgesellschaft, die hannover-

sche Messe „Cebit“ für Informations- und Kommunikationstechnik, bleibt in punkto Größe und Wachstumsraten eine Veranstaltung der Superlative. Mit ganzseitigen Anzeigen in allen großen Tageszeitungen droht die erfolgreiche Software-Schmiede SAP: „Auch auf der Datenautobahn wird es bedauerlicherweise noch jede Menge Opfer geben: die nämlich, die zu langsam fahren.“

Schließen wir einen faustischen Pakt?

Der Begriff „Informationsgesellschaft“ bleibt trotz oder gar wegen seiner Prominenz und Allgegenwart vieldeutig und schillernd, wird in der Öffentlichkeit kaum hinterfragt. Gerade deshalb aber lassen sich alle möglichen Hoffnungen und Erwartungen auf ihn projizieren. So fungiert die „Informationsgesellschaft“ in der politischen Alltagsrhetorik als Signal für Zukunftsoffenheit und Innovationsbereitschaft. In der aktuellen Globalisierungs- und Standortdebatte verbindet sich mit ihrer Beschwörung zuallerst die Hoffnung auf neue Arbeitsplätze; in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren sollen es etwa sechs Millionen innerhalb der Europäischen Union sein. Allerdings halten sich optimistische Prognosen und Schreckensmeldungen die Waage; in den zunehmend digitalisierten Produktionsprozessen und Dienstleistungen einer ort- und zeitlosen Wirtschafts- und Arbeitswelt liegt auch ein enormes Rationalisierungspotential. Bei *Wirtschaftsvertretern* steht die Informationsgesellschaft daher besonders für ein neues, vom engen nationalen Regelwerk einer verbrauchten Industriegesellschaft entbundenes, grenzen- und schrankenloses Aktionsfeld.

Im Grünbuch der Europäischen Kommission „Leben und

Arbeiten in der Informationsgesellschaft: im Vordergrund der Mensch“ heißt es feierlich und euphorisch: Der durch die Entwicklung und die zunehmende Anwendung von Informations- und Kommunikationstechnologien ausgelöste Umbruchprozeß verlaufe anders und schneller als alles, was die Menschheit bisher gesehen habe: „Ihm wohnt ein ungeheures Potential inne, das zu größerem Reichtum, höherem Lebensstandard und besseren Dienstleistungen führen kann.“

So wie sie zum Symbol einer hoffnungsvollen Zukunft taugt, eignet sie sich ebenso auch als Angriffs- Projektionsfläche für Kulturpessimismus jeder Couleur, als Chiffre für allerlei Bedrohungs- und Schreckensszenarien: für eine nicht mehr zu beherrschende Daten- und Informationsflut, für die Sterbephase klassischer Bildung und traditioneller Kulturtechniken, für eine weitere Anonymisierung unserer Gesellschaft, die Diktatur pseudointelligenter Maschinen oder digitalen Kolonialismus und schließlich den endgültigen Anbruch – in keinem kritischen Essay darf die Anspielung fehlen – der „Schönen neuen Welt“ *Aldous Huxleys*.

Einen „faustischen Pakt“ haben wir, warnt der Medienkritiker *Neil Postman*, angewidert vor allem durch die amerikanische „Technologie-Anbetung“, mit den Computern und den mit ihnen verbundenen Technologien geschlossen: geben würden diese und nehmen. Schockierend sei allerdings, „daß wir an der Schwelle zum 21. Jahrhundert noch immer von neuen Technologien so reden, als wären sie ein ungeprübter Segen, wahre Geschenke der Götter“ (*Neil Postman, Keine Götter mehr. Das Ende der Erziehung, Berlin 1995, S. 62*).

Es sind derzeit aber auch schon gewisse Abnutzungsercheinungen erkennbar, nicht zuletzt aufgrund der inflationären Verwendung der „Informationsgesellschaft“ in unzähligen Werbekampagnen. Und zu einem Teil, vornehmlich etwa in den eher feuilletonistischen Randbetrachtungen über „Cyber-Sex“ oder eine schillernd schrille „virtuelle Kunst-Szene“, in reißerischen Reportagen über das Internet als Tummelplatz von Perversen und Verrückten, scheint die Informationsgesellschaft selbst eher ein Medienereignis.

Die Metaphern eines vielschichtigen Prozesses

Immer schon haben sich technischer Fortschritt und gesellschaftliche Entwicklung wechselseitig beeinflußt und bedingt. Und so können unser Kommunizieren, Arbeiten und Wirtschaften, unsere Formen des Lernens, Lehrens sowie der Zerstreuung, unser gesamtes soziales Gefüge nicht unverändert bleiben angesichts der rasanten Entwicklung in der Informations- und Kommunikationstechnologie. Keiner mag mehr bezweifeln, daß auf Seiten der Technik – die Stichworte für die drei zentralen technischen Entwicklungen lauten Digitalisierung, Miniaturisierung und Integration – das „Informationszeitalter“ längst angebrochen ist. Nur, werden diese Veränderungen auch zu dem „Quantensprung in der Lebensqualität“ führen, den 1995 der Präsident der

EU-Kommission bei der G7-Konferenz zum Thema Informationsgesellschaft versprochen?

Zumindest regt der Advent des Informationszeitalters unüberhörbar die Sprachphantasie an. Und wer sich mit den zahlreichen Metaphern des Umbruchs und Fortschritts nicht vertraut zeigt, scheint zu den sicheren Opfern der „Datenautobahn“ zu zählen. Die Vielfalt der Metaphern weise auf die Vielschichtigkeit der uns bevorstehenden Veränderungsprozesse hin, erklärt der Soziologe und Informatiker *Achim Bühl* in seinem Buch „*CyberSociety*“ (PapyRossa Verlag, Köln 1996). Ihnen komme besondere Bedeutung zu, da sie Einfluß auf die Ausformung und Ausbreitung künftiger Technologie besäßen und über die gesellschaftliche Mobilisierungskraft für technische Projekte und deren Akzeptanz mitentscheidend seien.

Mythos Internet

All die längst in den alltäglichen Sprachschatz integrierten vieldeutigen Zauberbegriffe aber haben ihre eigene Verheißung, ihr heimliches Programm, transportieren eine Fülle von Suggestionen: der Aufbruch, Tempo und Bewegung versprechende „Infohighway“ des amerikanischen Vizepräsidenten *Al Gore*; das von dem Science-Fiction-Autor *William Gibson* geschaffene Kunstwort „Cyberspace“, ein, wie Bühl zu berichten weiß, „Kultbegriff von Technokids“. Nicht mehr fehlen dürfen auch die gesellschaftsvisionären, utopischen, ja metaphysisch aufgeladenen Metaphern der „virtual community“ und des „global village“, geprägt von einem der großen Propheten des „digitalen Zeitalters“, dem amerikanischen Wissenschaftsjournalisten *Howard Rheingold*.

Die von Bühl zum Titel gewählte „*CyberSociety*“ stehe für eine Gesellschaft, „in der Produktion, Distribution und Kommunikation weitgehend in virtuellen Räumen stattfindet“. Die Metapher der „Informationsgesellschaft“, ihr Aufkommen läßt sich bereits in den USA und im Japan der frühen 60er Jahre lokalisieren, charakterisiere erstmals Gesellschaftstypen „anhand von Information bzw. Kommunikation als historisch konkretisierbare Phasen gesellschaftlicher Entwicklungen“ (S. 25).

Einfache und eindeutige Aussagen dazu, was unserer Gesellschaft eigentlich zur Informationsgesellschaft macht, lassen sich in den unzähligen Publikationen, Expertenberichten und politischen Programmen kaum finden. Mal sind mehr die technischen und wirtschaftlichen, mal stärker kultursoziologische Aspekte in Blick: Empirisch faßbar werden die Zahl miteinander vernetzter Computer zur Definition geboten oder auch Infrastruktur und Nutzungsquote von „Telearbeitsplätzen“ „Teleshopping“, „Homebanking“, „Videokonferenz“ sowie die Möglichkeit zu „interaktivem“ Fernsehen in deutschen Wohnzimmern. Ein indirekter Indikator sind in jedem Fall Geschwindigkeit und der – immer geringer werdende – Preis des Informationstransports und der Informationsverarbeitung oder auch die Zahl der Beschäftigten im

Kommunikations- und Informationsbereich; in Deutschland sollen es mittlerweile fast zwei Millionen sein.

Etwas abstrakter läßt sich der Eintritt in die Informationsgesellschaft an der wachsenden Bedeutung des ökonomischen Faktors „Wissen, Ideen und Informationen“ gegenüber den Faktoren Kapital und Boden festmachen. So unterstreicht der britische Wirtschaftsphilosoph *Charles Handy*, die Ausgangsvoraussetzung für wirtschaftlichen Erfolg im Informationszeitalter sei heute ein „großer Kopf“. Der von der Bundesregierung eingesetzte Rat für Forschung, Technologie und Innovation definiert in seinen im Dezember 1995 veröffentlichten Empfehlungen zu Chancen, Innovationen und Herausforderungen der Informationsgesellschaft diese als „eine Wirtschafts- und Gesellschaftsform, in der die Gewinnung, Speicherung, Verarbeitung, Vermittlung, Verbreitung und Nutzung von Informationen und Wissen einschließlich wachsender technischer Möglichkeiten der interaktiven Kommunikation eine entscheidende Rolle spielen.“

Feierlicher heißt es in einer 1996 veröffentlichten Studie der Hanns-Seidel-Stiftung: „Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit konzentrieren sich die technologischen Bemühungen nicht mehr auf die körperliche Entlastung des Menschen, sondern auf die Erweiterung seines geistigen Vermögens.“ Dabei folgt schon im nächsten Satz die Einschränkung und Ermahnung: „Allerdings ist die Informations- und Wissensverwertung eng verknüpft mit dem Wissen über und den kompetenten Umgang mit den modernen Informations- und Kommunikationstechnologien.“ Damit ist auch der grundsätzliche Einwand benannt, den Skeptiker immer wieder einer vorschnellen, nur an dem technisch Möglichen ausgerichteten Propagierung des Informationszeitalters oder einer „Wissensgesellschaft“ entgegenhalten. Für die Pädagogen und Bildungspolitiker des Informationszeitalters ist mit dem Stichwort Medienkompetenz in jedem Fall die zentrale Herausforderung beschrieben; es braucht ein umfassendes Basiswissen, um mit den angebotenen unendlichen Informations- und Wissensbeständen produktiv umgehen zu können.

Besonders auch außerhalb der Fachwelt steht das „Internet“, nicht selten verwechselt mit der „Datenautobahn“, als Symbol für den Anbruch des Informationszeitalters, als Chiffre schlechthin für die Entstehung einer grenzen- und schrankenlosen globalen Informationsgesellschaft. Es bildet zumindest einen wichtigen Bestandteil ihrer technischen Basis, sozusagen das Rückgrat der Informationsgesellschaft (vgl. HK, Oktober 1996, 519 ff.). Auf geradezu paradigmatische Weise symbolisierten die spezifischen Eigenschaften des Internet die Ideen und Ideale, aus denen sich unser gegenwärtiges Bild der zukünftigen Gesellschaft zusammensetzt. Das behaupten die Herausgeber eines Sammelbandes mit dem vielsagenden Titel „Mythos“ Internet (*Stefan Münker* und *Alexander Roesler* [Hrsg.], Mythos Internet, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1997). Umschreiben lassen sich diese Eigenschaften mit den Stichworten: Dezentralisierung, Interaktivität, Multimedialität, Transnationalität und Transkulturalität. Dabei ist die Diskussion über „das Netz

der Netze“, nach anfänglicher Euphorie – freier Zugang zum Weltwissen und höhere Bildung für alle, das Internet als Bibliothek, Agora, Parlament und Clubraum des „global village“ – spürbar nüchterner geworden. Nicht zuletzt mit seiner zunehmenden *Kommerzialisierung* – die Wachstumsprognosen für den elektronischen Handel überschlagen sich derzeit – geht nicht nur der dem Netz eigene anarchische Charme verloren, sondern treten auch die Erwartungen an den wissenschaftlichen und kulturellen Nutzen in den Hintergrund.

Die fällige Entmythologisierung kann dabei freilich auch in einem so harschen Urteil münden, wie es der Amerikaner *Clifford Stoll*, ausgewiesener Spezialist für Datenschutz und Computersicherheit, mit dem in der deutschen Übersetzung vielversprechend betitelten Buch „Die Wüste Internet. Geisterfahrten auf der Datenautobahn“ vorgelegt hat (S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1996): Die vielgepriesene Informations-Infrastruktur gehe nicht nur an den meisten der wirklich drängenden wirtschaftlichen und sozialen Zeitfragen vorbei. Stoll sieht auch wertvolle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, von der Schule bis zur Bibliothek, ernsthaft bedroht. Auf der, nach eigenem Bekunden reichen Erfahrungsgrundlage einer fünfzehnjährigen Online-Existenz, räumt er mit den zahlreichen Versprechen der Internet-Enthusiasten auf, besonders mit deren „technokratischem Glaubenssatz, daß Computer und Netze eine bessere Gesellschaft schaffen werden“, ihrer Vorstellung, mit dem uneingeschränkten Zugriff auf Informationen, einem verbesserter Kommunikationsfluß und elektronischen Programmen ließen sich irgendwelche sozialen Probleme beseitigen (83).

Telearbeitsplätze und virtuelle Klassenzimmer

Wie aber wird der von der technischen Revolution ausgelöste „Strukturwandel in Wirtschaft und Gesellschaft“ tatsächlich aussehen, den auch die Bundesregierung in ihrem Anfang 1996 veröffentlichten Bericht „Info 2000 – Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft“ angekündigt hat? Die Diskussion der meist ambivalenten, gelegentlich auch gegensätzlichen Entwicklungen und Folgen konzentriert sich auf die Wirtschafts-, besonders die Arbeitswelt und den Bildungsbereich.

Dazu tritt gelegentlich eine Debatte darüber, inwieweit mit den neuen technischen Möglichkeiten der Informationsbeschaffung auch gegen die allgemein diagnostizierte Politikverdrossenheit mit einer Vitalisierung demokratischer Prozesse – Stichwort „elektronische Bürgerversammlung“ – zu rechnen ist, neue Formen der politischen Partizipation entstehen, politische Prozesse an Transparenz gewinnen können.

Eine Bestandsaufnahme, Übersicht und Orientierungshilfe zur Auseinandersetzung über diese wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen bieten, auch mit Blick auf die Entwicklung in Deutschland, der Journalist *Detlef*

Drewes (Die Online Gesellschaft. Die virtuelle Zukunft hat begonnen, Wirtschaftsverlag Langen Müller/Herbig Verlag, München 1997) sowie Josef Brauner, Mitglied der Geschäftsleitung von Sony/Deutschland, und der Unternehmensberater Roland Bickmann (Cyber Society. Das Realszenario der Informationsgesellschaft: die Kommunikationsgesellschaft, Metropolitan Verlag, München 1997).

Das Beispiel europäischer Banken oder auch Fluglinien, die ihr Rechnungs- und Buchungswesen nach Fernost, Computerriesen, die ihre Softwareentwicklung nach Indien verlagert haben, dient in der aktuellen Diskussion als prominentes Beispiel einer durch die technische Entwicklung bei der Datenübertragung ort- und zeitunabhängigen Wirtschaft.

Diese technische Revolution, vor allem die elektronische Vernetzung aller mit allen wird Arbeitsplätze, das Verhältnis zwischen Kunden und Unternehmen, Produkte und Dienstleistungen selbst, Unternehmens- und Betriebsstrukturen tiefgreifend verändern. Und nicht die Entwicklung selbst, sondern allein noch die Frage der Geschwindigkeit dieses Prozesses scheint offen: Die Trends zur Internationalisierung, zu Differenzierung und Dezentralisierung, zur Beschleunigung und Flexibilisierung in all diesen Bereichen wird über kurz oder lang noch einmal einen gewaltigen Schub bekommen: Weg vom Massenbetrieb, weg vom Massenprodukt.

Räumlich und zeitlich bedingte Betriebsstrukturen werden sich bei immer weiterer Zunahme in immer häufiger selbständig organisierten „Telearbeitsplätzen“ weiter auflösen. Produkt und Produktionsprozeß müssen in noch viel radikalerer Weise nach den individuellen Wünschen des einzelnen Kunden – „just in time“ – zugeschnitten sein. Die Mentalität, die die Datenwelt erschaffen habe, so beschreibt Drewes die offenkundige Wechselwirkung, wird von dieser nun wiederum gefördert (24).

Zwangsläufig richtet sich das besondere Augenmerk aber auf den *Bildungsbereich*; nicht nur weil die Chancen, Lern- und Lehrmöglichkeiten für Schulen und Universitäten mit den angebotenen neuen Informations- und Kommunikationsstrukturen offenkundig sind. Hier soll auch der einzelne auf seinen mobilen, isolierten Arbeitsplatz, auf den sicherlich noch einmal steigenden Leistungsdruck in der „Ideenökonomie“ vorbereitet werden. Hier müssen die Fähigkeiten zur Verarbeitung der angebotenen Informationen und der kompetente Umgang mit den neuen Medien gelernt werden. Wie bei keinem anderen Aspekt der Auseinandersetzung über die Chancen und Herausforderungen der Informationsgesellschaft sonst hat hier eine Polarisierung stattgefunden: Auf der einen Seite stehen die, die von polyglotten, weltweit Kontakte pflegenden Schülern und Studierenden, von erweiterten Horizonten und Erfahrungsräumen schwärmen. Skeptiker dagegen suchen die Heranwachsenden besonders vor dem Realitätsverlust, vor Vereinsamung und Entfremdung in virtuellen Spiel-Foren, virtuellen Klassenzimmern und Universitäten und den sogenannten „Chat“-Gruppen des Internets zu schützen. Ebenso aber wie die Frage nach

einem Anstieg der Kriminalitätsrate in der Informationsgesellschaft derzeit unbeantwortet bleiben muß, läßt sich letztlich auch nicht klären, ob die Gefahren für eine „gesunde“ Persönlichkeitsentwicklung für die Jugendlichen von morgen größer sind als heute.

Zwangsläufig aber werden die neuen Arbeits- und Freizeitformen auch Auswirkungen auf Selbstbild und -verständnis der Mitglieder der Informationsgesellschaft haben. Ihre soziale Befindlichkeit, gesellschaftliche Institutionen, das gesellschaftliche Gefüge überhaupt können von der Entwicklung nicht unberührt bleiben. Zwischen den Extremen des Heilsversprechens einer grenzen- und klassenlosen Gesellschaft auf der einen Seite und dem Schreckensbild des heimat- und bindingslosen, im „digitalen Nirwana“ (Bernd Guggenberger) schwebenden Neo-Nomaden, besonders aber einer in mehrfacher Hinsicht gespaltenen Gesellschaft zeigt sich in jedem Fall ein enormer Gestaltungsbedarf. Nicht nur, daß die Fragen des Zugangs, des Eigentums, der Datensicherheit und der Regelung des Informations- und Kommunikationsflusses geregelt werden müssen.

Mit der weiteren Zersplitterung der Arbeits- und Freizeitwelt werden sich die traditionellen Gemeinschaftsformen der Industriegesellschaft weiter auflösen. „Die digitale Revolution zerlegt das Gemeinwesen in tausend Welten, die zu einer neuen Gesellschaft zusammengefügt werden müssen“, beschreibt der Wirtschaftsjournalist Uwe Heuser diesen Auflösungsprozeß, ebenso aber auch die Ansatzpunkte einer neuen Gemeinschaftsbildung. (Tausend Welten. Die Auflösung der Gesellschaft im digitalen Zeitalter, Berlin Verlag, Berlin 1996, 186).

„Telekommunikative Schwerbehinderung“

Gerade im Vergleich mit den USA, wo das Thema eine enorme Öffentlichkeit besitzt, verläuft in Deutschland die Auseinandersetzung über die „digitale Revolution“ in gemächlichen Bahnen. Je nach Standpunkt bedauernd oder auch beruhigt wurde schon häufig festgestellt: Einer wie Bill Gates, der Gründer des Software-Giganten Microsoft (Jahresumsatz 3,8 Milliarden Dollar) und mehrfacher Milliardär, zugleich so etwas wie die weltweit „haßgeliebte“ Personifizierung des digitalen Zeitalters, könne kein Deutscher sein. Allerdings stand sein zwar optimistischer, aber keinesfalls abgehoben visionärer oder technizistisch verengter Entwurf einer künftigen Informationsgesellschaft lange Zeit auch in Deutschland auf den Bestseller-Listen (Der Weg nach vorn. Die Zukunft der Informationsgesellschaft, Hoffmann und Campe Hamburg 1995).

Deutschland wird auch, nimmt man etwa die Zahl der Personalcomputer pro Haushalt zum Maßstab, eine „verspätete“ Informationsgesellschaft sein. Der Cyber-Visionär Nicholas Negroponte, Direktor des „Media Laboratory“ am renommierten Massachusetts Institute of Technology in Boston, ordnet Deutschland der „digitalen Dritten Welt“ zu. Und im

jüngsten SPIEGEL/Special zum Thema Computerwelt (3/98) diagnostiziert der amerikanische Publizist *Gundolf S. Freyermuth* den Deutschen „telekommunikative Schwerbehinderung“.

Die Ursachen hierfür werden einmal im grundkonservativen Charakter, ein anderes Mal in einer latenten Technikfeindlichkeit der Deutschen gesucht. So haben etwa zahlreiche Studien zum Freizeitverhalten der Deutschen gezeigt, daß auch ein Großteil der vielbeschworenen „Nintendo“-Generation, benannt nach einem Hersteller von Computerspielen, seine Freizeit lieber in der Clique, besonders aber vor dem Fernsehen verbringt, nicht aber im „Cyberspace“. Und gemäß einer Emnid-Umfrage von Anfang des Jahres weiß nur jeder zweite Deutsche mit dem Begriff Internet überhaupt etwas anzufangen.

Auf seiten der deutschen Wirtschaft sorgt man sich daher einmal mehr, den Anschluß zu verlieren und beklagt, vor allem die Politik habe bislang die Zeichen der Zeit noch nicht

erkannt. Die rechtliche Rahmenordnung hinke der technischen Entwicklung hinterher. Der Rat für Forschung, Technologie und Innovation mahnt: Überflüssige Hemmnisse auf dem Weg zur Informationsgesellschaft müßten beiseite geräumt werden, wolle man im internationalen Wettbewerb eine Spitzenposition behalten. Vor allem müsse ein „Klima der Aufgeschlossenheit für die neuen Techniken“ geschaffen werden.

Auch die Bundesregierung betonte in ihrem Bericht, ohne eine aufgeschlossene Grundeinstellung der Bevölkerung gegenüber der Informationsgesellschaft ließen sich wichtige Aufgaben zur Sicherung des Wirtschafts- und Forschungsstandorts Deutschland nicht bewältigen. Eine solche Grundeinstellung ist aber nur zu erreichen, wenn Chancen und Risiken der Informationsgesellschaft gleichermaßen nüchtern, offen und ehrlich diskutiert werden. Die Kulturrevolution hat noch nicht stattgefunden, ihre technischen Voraussetzungen aber scheinen gegeben

Alexander Foitzik

Individuum ohne Gemeinschaft?

Der schwierige Versuch, liberal und sozial zugleich zu denken

Seit einiger Zeit hat sich in den USA eine gesellschaftsphilosophische und politische Strömung etabliert, die das traditionelle liberale Denken von Grund auf korrigieren will, ohne seine positiven Errungenschaften in Frage zu stellen: der Kommunitarismus. Er wird auch in Europa vielfach diskutiert. Um eine Auseinandersetzung mit dieser Denkrichtung und ihren Hintergründen ging es auf einem Philosophischen Seminar an der Katholischen Akademie in Bayern.

Das marktwirtschaftliche Denken hat, wie es scheint, einen unaufhaltsamen Siegeszug angetreten. Dies verführt dazu, alles nur noch unter dem Gesichtspunkt ökonomischer Effizienz zu betrachten und als Ausgleich unterschiedlicher Interessen zu interpretieren. Angesichts wachsender wirtschaftlicher und sozialer Probleme ist aber eine Rückbesinnung auf die klassischen Werte und Begriffe der Staats- und Gesellschaftslehre erfolgt. Wirtschaftsethik hat Konjunktur, und der Begriff der Solidarität gilt ebenso wie der des Sozialen als ein Gütesiegel.

Die bloße Interessenorientierung der verschiedenen Gruppen reicht offensichtlich nicht aus, wenn gemeinsame Strukturprobleme zu lösen sind. Darum mehren sich die Fragen, ob die Orientierung an Markt und Liberalismus noch genügt, um den heutigen Problemen Herr zu werden: Bedarf es einer neuen Besinnung auf herkömmliche Traditionen und Werte? Sind unsere wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten nur eine Folge globaler Umstrukturierungen, oder stimmt etwas mit unserem Verständnis der Gesellschaft nicht? Wie steht es mit den Rechten einzelner und bestimmter Gruppierungen, wie ist das Verhältnis von Rechten

und Pflichten im gesellschaftlichen und staatlichen Bereich? Gerade in dem Land, in dem liberales Denken schon fast zur eigenen Identität gehört, nämlich in den USA, wird seit einigen Jahren die Frage laut, ob der liberale Individualismus nicht eine Einseitigkeit darstellt, die zu einer gesellschaftlichen und wirtschaftlich-sozialen Schiefelage führt. Worum geht es bei dieser Diskussion, die mehr und mehr auch auf dieser Seite des Ozeans rezipiert wird? Als Gegenströmung zum Liberalismus hat sich eine denkerische Schule herausgebildet, die als Kommunitarismus bezeichnet wird und die sich darum bemüht, die traditionellen Werte und Tugenden bestimmter Gemeinschaften und Gruppen wieder stärker gegen die universalistische und zugleich individualistische Tendenz des Liberalismus ins Feld zu führen. Auch bei uns finden diese Diskussionen mehr und mehr Eingang. Darum widmete sich die *Katholische Akademie in Bayern* gemeinsam mit der *Hochschule für Philosophie/Philosophische Fakultät S. J., München*, dieser Thematik in ihrem diesjährigen Philosophischen Seminar vom 1. bis zum 8. März, das den Titel trug: „Individuum ohne Gemeinschaft? Zur Kontroverse zwischen Kommunitarismus und Liberalismus.“